

Felix Bernhard

Weglaufen ist nicht

Für meinen Vater

*Felix
Bernhard*

Weglaufen ist nicht

*Eine andere
Perspektive
aufs Leben*

adeo



*In der Größe unserer Sehnsucht
liegt die Größe unseres Lebens*

Vorwort

Ganz unter uns: So ein Rollstuhl ist manchmal sehr praktisch und das möchte ich hier einmal hervorheben. Ich meine damit nicht den Vorzug, von den zentralen und kostenfreien Parkplätzen in bester Innenstadtlage Gebrauch machen zu können, sondern die alltäglichen und weniger alltäglichen Möglichkeiten, dieses Gefährt einzusetzen. Beim Einkaufen verzichte ich auf den Einkaufswagen. Nun, vielleicht denken Sie jetzt, gleichzeitig den Wagen zu schieben und den Rollstuhl anzutreiben, geht auch gar nicht. Klar, das geht schon. Ich kann mich auch „einhändig“ vorwärtsbewegen. Wenn ich einkaufen gehe, besorge ich mir einen Karton, stelle ihn mir auf den Schoß und lade ihn nach Herzenslust voll. So habe ich gleich den perfekten Sammelbehälter fürs Altpapier daheim und von den paar Cent, die ich sonst für die Einkaufsstüte ausgegeben hätte, kaufe ich mir einen Schokoriegel. Nein, auch der Nachhauseweg ist nicht beschwerlich. Ich gebrauche gern das bekannte Bild von der rollenden Masse. Einmal in Schwung gebracht, hat sie den Drang, sich von selbst vorwärtszubewegen. Die anderen Vorzüge meines fahrbaren Untersatzes haben sich mir übrigens erst im Laufe der Zeit erschlossen. So möchte ich den Rollstuhl im Haushalt nicht mehr missen. Er ist ein unentbehrlicher Helfer beispielsweise beim Wäscheaufhängen.

Einmal lernte ich eine Frau kennen, die ihren Rollstuhl „Harfe“ nannte. Diese Bezeichnung verstand ich erst, als sie begann, an den Speichen des rechten Rades zu zupfen. Es erklang dabei zwar keine Melodie, aber immerhin konnte sie dem Metall einzelne, völlig verschiedene Töne entlocken. Ingeheim fragte ich mich, wer wohl ein so inniges Verhältnis zu seinem Fahrrad aufbaut ... Die Frau hatte ihre ganz eigene Art, mit ihrer Situation umzugehen. Vielleicht sollte ich mit

meinem Rollstuhl einen ähnlich kreativen Umgang pflegen: ihn als effektreichen Blickfang und dekoratives Element in meiner Wohnung aufstellen. Was wäre dagegen schon eine signierte E-Gitarre?

Mein Rollstuhl ist mir vertraut wie meine eigene Westentasche, ist mir zum Gefährten geworden. Bei jeder Tour auf dem Jakobsweg legt sich eine rustikale Offroad-Patina aus echtem Camino-Dreck auf den Rollstuhl, was dem Teil einen charmanten Trekking-Touch gibt. Man könnte fast glauben, ich wäre mit Indiana Jones höchstpersönlich im Dschungel auf der Suche nach dem verlorenen Schatz gewesen. Ein paar Tage später muss ich es aber dann doch tun: den Staub abduschen. Ein dreckiger Rollstuhl passt eben nicht zu einem frisch gereinigten Anzug. Dabei macht Camino-Dreck doch glücklich.

Meine andere Perspektive auf das Leben hat mich motiviert, viele Dinge mit einer gehörigen Portion Humor zu nehmen. Diese Sichtweise bedeutet für mich, den Rollstuhl und meine Fortbewegungsmethode zu entmystifizieren. Nach einiger Zeit wird das Leben im Rollstuhl so normal, es ist nicht besser oder schlechter als vorher. Zugegeben: Es ist ein tiefer Einschnitt in die eigene Biografie, aber ist der Gewinn eines Lotto-Jackpots das nicht auch? Interessanterweise kann man sowohl bei vielen Verunfallten als auch bei der Mehrzahl der Glückspilze beobachten, dass sich die Gefühlslage irgendwann normalisiert. Offensichtlich besitzen wir einen Setpoint, einen fixen Punkt, auf den sich unser Befinden selbst nach Umbruchsituationen schnell wieder einpendelt. Fast keiner ist ewig der „Hans im Glück“ oder dazu verurteilt, für immer in Depressionen zu versinken. Nichts von beidem ist gottgegeben, alles ist veränderbar.

Der Rollstuhl ist für viele zu einem Symbol geworden. Aber wofür steht er im Allgemeinen? Für den Respekt vor dem Le-

benswillen? Mitleid? Oder für die Angst: „Hoffentlich passiert mir das nicht“? Egal, wo auf der Welt ich mich aufhalte, einen Rollstuhl hat fast jeder schon einmal gesehen. Nur der Umgang mit ihm ist verschieden. Mal begegnet mir Ablehnung, mal respektvolle Distanz oder auch offenkundige Neugierde. In Deutschland stolpere ich manchmal noch über ein Vermächtnis aus einer Zeit, in der dieses Land noch nicht so barrierefrei und der Umgang mit „Rollis“ noch nicht so integrativ wie heute war. „Mami, warum sitzt der Mann im Rollstuhl?“ Schnell wird das Kind weggezogen und hat nur eines gelernt: Das war die falsche Frage, am besten meide ich in Zukunft den Umgang mit diesen Themen. Wird man nicht aus beruflichen oder familiären Gründen mit dem Rollstuhl konfrontiert, gibt es oft wenig Möglichkeiten, die antrainierten Gedankenmuster und Verhaltensweisen aufzubrechen.

Kürzlich war ich mit einem Arbeitskollegen in Schwäbisch Hall auf Dienstreise. Wer die romantische Stadt schon einmal besucht hat, weiß, dass sie am Hang liegt. Schon der Gang vom Fluss Kocher zum Rathausplatz hat eine gehörige Steigung. Ich lief mit meinem Kollegen den Berg hinauf und registrierte die konsternierten Blicke, die ihn trafen. „So viele böse Kommentare habe ich schon lange nicht mehr abbekommen. Immer wieder diese Frage: Warum hilft er ihm denn nicht? Ich fühlte mich fast ein bisschen asozial“, gestand er mir später. Doch er konnte sehr lässig mit der Situation umgehen und steckte, um es auf die Spitze zu treiben, die Hände in die Tasche und fragte mich unverhohlen und in voller Lautstärke: „Geht das nicht etwas schneller?“ Gemeinsam lachten wir, nun hatten wir die umstehenden Passanten vollends verwirrt. „Warum quält der sich denn den Berg hinauf und lacht auch noch dabei?“ Ich freute mich, dass mein Kollege so souverän mit meiner Situation umgehen konnte. Nun bin ich schon über siebzehn Jahre auf vier Rädern unterwegs und will keine Sonderbehandlung. Ich bemerke, dass meine Art, mit

dem Rollstuhl umzugehen und ihn überallhin zu manövrieren, wo ich will, schnell eine Beziehung zu anderen Menschen aufbauen kann. Sehr oft lächeln mich Menschen auf der Straße einfach nur freundlich an, sodass ich mich manchmal frage: „Bin ich über Nacht berühmt geworden?“ Dann lächle ich zurück und freue mich, weil mir meine Perspektive, die ich als Rollstuhlfahrer auf das Leben habe, viele andere Möglichkeiten bietet. Daran will ich festhalten. Denn ich weiß ja ohnehin: Weglaufen ist nicht.

Die Geschichte vom verlorenen Sohn

„Respekt, dass du in einem fremden Land den Weg zu dieser Stelle auf Anhieb findest, wo es doch zwei Jahre her ist, dass du das letzte Mal hier gewesen bist!“ Mirkos Lob verblüfft mich. Völlig normal, denke ich, schließlich begann doch genau an dieser Stelle die Reise auf dem Jakobsweg, die mein Leben so grundlegend veränderte. Heute bin ich mit einem ZDF-Fernsehteam hier, um Höhepunkte einer Wanderung nachzustellen, die bis heute außer mir niemand im Rollstuhl – noch dazu alleine – gemeistert hat. Sofort stehen mir alle Bilder wieder vor Augen und ich fühle mich wie auf einer Zeitreise. Das Sprichwort stimmt: Die Erinnerung an den Schmerz verschwindet nach einiger Zeit, was bleibt, ist die Freude. Jetzt fühle ich nur Euphorie, durch jede Pore spüre ich den Zauber und Glanz dessen, was sich mir bietet. Wie in Trance öffne ich vor laufender Kamera das Viehgatter. Die drei Fernsehleute stören mich, ich würde am liebsten gleich weitergehen, bereits hinter der nächsten Biegung wäre ich verschwunden ...

Alles in eine Waagschale werfen, aufbrechen, gehen, ein klares Ziel vor Augen. Es scheint so weit weg zu sein, dass allein der Glaube, es erreichen zu können, wie blanke Selbstüberschätzung anmutet. Natürlich habe ich trainiert, unzählige Tage in einsamen deutschen Wäldern verbracht, jeden Anstieg irgendwie gemeistert, mal schneller, meist eher langsam, aber stetig. Das, was mich hier erwartet, hat eine andere Dimension. Mein Sicherheitsnetz in diesem Land, dessen Sprache ich nur rudimentär beherrsche, ist nicht so engmaschig wie in Deutschland. Hier besitze ich kein Auto, keine Wohnung und kaum Ortskenntnis. Habe ich mir das gut überlegt, einfach so auf dem Jakobsweg zu pilgern, allein? Dann ist da noch der

Rollstuhl, den ich sehr oft vergesse und noch seltener darüber rede. Hier ist er präsent, denn ich befinde mich auf einem historischen *Wanderweg*, einem Weg, der vor allem für Wanderer gedacht ist, weniger für Räder. Ich bin voller Euphorie, die jedem Aufbruch innewohnt und die ersten Schritte so wunderbar leicht macht.

*Keep on walking this road and I follow
Keep on calling my name I'll be there
(Europe)*

Ich weiß, dass Gott mich auf diesem Weg begleitet, ich spüre es tief in mir und freue mich auf das fortwährende Gespräch mit ihm. „Mit den Füßen beten“ wird das Pilgern oft auch umschrieben. Ich dagegen bete mit den Händen, treibe den Rollstuhl damit an, singe dabei und fühle mich frei und dankbar.

Sooft ich kann, schwebe ich auf Wolke sieben. Nicht immer, die Unbilden des Weges fordern ihren Tribut. Aufmerksam konzentriere ich mich auf den nächsten Schritt. Das Etappenziel steht fest, mehr als einen Tag im Voraus zu planen hat wenig Sinn. Das haben mich die vorangegangenen Kilometer auf anderen Jakobswegen eindrücklich gelehrt. Solange ich auf dem Weg bin, werde ich eine bohrende, immer wiederkehrende Frage nur schwer abschütteln können: Besteht eine realistische Chance, bei dieser Durchschnittsgeschwindigkeit das Etappenziel erreichen zu können? Positives Denken und Optimismus hin oder her – habe ich mir den Teller nicht ein wenig zu voll gepackt? Übernachtungsmöglichkeiten gibt es zuhauf links und rechts des Weges: auf dem Boden. Möchte ich auf die Outdoor-Erfahrung bereits am ersten Tag verzichten, liegen noch viele Stunden vor mir. Realistisch gesehen habe ich diese Zeit nicht. Ich habe mich überschätzt, den Weg unterschätzt oder beides. Aber in meinem Überschwang der

Gefühle finden diese Fragen keinen Platz. Ich will ans Ziel, basta. Wird schon klappen, irgendwie, denke ich. Glaube ich. Hoffe ich.

Ich verdopple meine Anstrengung. Die Erlebnisdichte des ersten Tages ist unfassbar. Ich habe Urlaub und spüre doch, wie meine Gedanken immer wieder zur Arbeit zurückkehren. Hängt es damit zusammen, dass der Weg steiniger und mühsamer wird? Meinen Kollegen rief ich manchmal, wenn es wieder einmal haarig wurde und wir nur noch mit Vollgas das Ziel erreichen konnten, zu: „Die Schnelligkeit durchdrehender Reifen ist unwichtig, das Fortkommen ist das Entscheidende.“ Sympathiepunkte habe ich damit sicher nicht gesammelt, ich weiß. Aber der Bumerang kommt zurück. Hier, auf dem Jakobsweg, wird mir dieser Ball direkt zurückgespielt. Meine Reifen drehen durch und ich bin kräftemäßig am Anschlag. Wenn man mit dem Rollstuhl unterwegs ist, hängt gutes Vorwärtkommen schlichtweg von einer Tatsache ab: der Bodenbeschaffenheit. Steigungen sind schon beschwerlich genug, aber bereits sandiger Untergrund reicht aus, um die Geschwindigkeit schon auf gerader Strecke zu halbieren. Kommt dann noch Geröll dazu, wird das Vorankommen fast zur Qual. Von „Tempo“ zu sprechen, wäre wirklich lachhaft. Jeder Meter erfordert jetzt ein Höchstmaß an Kraft und Konzentration. Der Rollstuhl will vorwärts, aber die Schwerkraft zieht ihn zurück. Ich schalte das ungute Gefühl wie mit einem Kopfschmerzmittel einfach aus. Jetzt in den Strudel negativer Gedanken zu geraten, wäre zu früh.

Die Endorphinausschüttung in meinem Gehirn erreicht beinahe illegale Ausmaße, körpereigenes Doping sozusagen. Zweifeln kann ich immer noch. Später.

Huch, bin ich nicht gerade gestürzt? Mühsam hangele ich mich wieder in den Rollstuhl. Gelernt ist gelernt. Nach mei-

nem Unfall habe ich mich fast einen Monat lang gequält, um diese Technik endlich zu beherrschen. Eine andere Technik, die ich mir zugelegt habe, ist eher eine Überlebensstrategie: Wieder aufstehen, wenn man am Boden liegt. Den Stimmungsdämpfer, der mich nach einem Sturz normalerweise erfasst, lasse ich nicht zu, denn ich bin mit Glückshormonen vollgepumpt. Das wird schon wieder. Ich lebe nach dem Prinzip Hoffnung, wie im Job. Schon wieder erwische ich mich bei einem gedanklichen „Seitensprung“. Wollte ich dieses Gedankenkarussell nicht hinter mir lassen?

Ich lasse mich gefangen nehmen von einem endlos weiten Blick über sandige Hügel und die sonnengedörrte Vegetation. Sie scheint zu schlafen, auf den nächsten großen Regen zu warten, der diese Landschaft in ein grünes Paradies verwandelt. Jetzt bin ich jedoch froh, dass der Regen noch Monate auf sich warten lässt, der klebrige Sand an den Reifen würde meine Hände nur noch mehr zerschinden. Bereits jetzt habe ich mehr Blasen an den Händen, als mir nach den ersten Stunden auf dem Jakobsweg lieb ist. Es wird frischer, die Sonne steht tiefer am Himmel, eine erste Brise trocknet angenehm die schweißnasse Haut. Das ist mein Raum, meine Zeit. Es ist der Einklang mit der Natur, den ich suche, der mich friedlich stimmt.

Ich mobilisiere noch einmal meine Kräfte, spätestens mit Sonnenuntergang wird der erste Wandertag zu Ende sein. Mit der innerlichen Ruhe ist es bei der nächsten Biegung allerdings vorbei. Zugegeben, Wut ist kein guter Begleiter, aber was sich hier vor mir auftut, lässt mich, gelinde gesagt, zum Rumpelstilzchen werden. Wie hätte ich auch mit diesem Hindernis rechnen können? Mein Wanderführer schweigt an dieser Stelle über die Streckenbeschaffenheit und die mahnenden Unkenrufe von anderen Jakobspilgern habe ich allesamt in den Wind geschlagen. Wäre ich sonst hier? Der breite Weg verwandelt sich schlagartig in einen schmalen Pfad, rechts

und links gesäumt durch steile Felswände. Gesteinbrocken auf der Mitte des Weges verhindern mein Weiterkommen. Was mich in diesem Moment dazu bewegt, weiterzugehen, ist mir schleierhaft. Ist es der Mangel an Alternativen? Zurück schaffe ich es bis zum Einbruch der Dunkelheit sicher nicht mehr. Leider bin ich mir, was das Etappenziel angeht, ebenso unsicher. So gut ich es vermag, räume ich die Steine zur Seite. Es knirscht, ein widerliches Geräusch: Metall auf Stein. Nach links kann ich nicht umfallen, die Wand hält mich. Das ist auch gut so, denn mein rechtes Rad rollt im steilen Winkel über einen hohen Stein, wie ein Auto, das auf zwei Reifen die Kurve nimmt. Mit der linken Hand umklammere ich den Greifreifen so fest, dass ich meine, ihn verbiegen zu können.

Eine gefühlte Ewigkeit später habe ich wieder ebenen, harten Boden unter mir. Ein Segen im Vergleich zu dem, was ich gerade hinter mich gebracht habe. Alles ist relativ, danke, Herr Einstein, dass Sie mich daran erinnern haben! Die Freude währt aber nur wenige Meter. Hinter der nächsten Ecke wartet eine achtzig Zentimeter hohe Schwelle auf mich. Viel zu hoch für Ross und Reiter. Mit etwas Schwung kann mein Gefährt zwar bordsteinhohe Hindernisse überwinden, hier allerdings kann ich weder Schwung holen noch habe ich es mit einer Bordsteinkante zu tun. Es gibt in den USA einen jungen Kerl, der komplette Saltos im Rollstuhl vorführt, aber auch nur mit einer Halfpipe, wie sie Skater benutzen. Jetzt fällt mir auf, dass ich gar keinen Helm trage ...

Auf meinen endlosen Probewanderungen durch Spessart, Taunus und Odenwald wurde ich sogar im unwegsamsten Gelände nie mit derartigen Situationen konfrontiert. Die Wege in Deutschland sind halt hervorragend ausgebaut, eine Erkenntnis, die mich hier aber nicht weiterbringt. Ohne viel nachzudenken mache ich, was zu tun ist: Ich stemme mich aus dem Rollstuhl, setze mich auf die Schwelle und ziehe das

Gefährt hinter mir her. Reine Verzweiflung treibt mich an. Ich würde so gern schimpfen, aber auf wen? Es gibt niemanden außer mir, den ich hierfür verantwortlich machen kann. Nicht der Zufall hat mich an diesen Punkt geführt. In den letzten Monaten hätte ich mich auch bequem für eine Thailand-Rundreise entscheiden können. Klimatisiert im Bus, ein wohl-dosiertes Abenteuer und mehr Bilder auf der Digitalkamera, als ich mir an einem normalen Abend ansehen mag. Jetzt zu beten und zu wünschen, es wäre anders, als es ist, wäre kindisch. Am Tiefpunkt angekommen schreie ich Gott an, er möge mir doch bitte helfen, aus dieser Situation herauszukommen. Schließlich ist das doch *unsere* Reise.

Dieses Gebet wird wohl nicht beantwortet. Es kommt noch schlimmer. Während ich mich immer langsamer fortbewege (ich wusste gar nicht, dass eine Steigerung von „sehr langsam“ überhaupt möglich ist), verlege ich mich auf eine Verhandlung mit Gott. Ich weiß, beten bedeutet bitten und nicht, Ansprüche anzumelden, die vom Schöpfer sofort umzusetzen sind. Aber diese Demut spüre ich in diesem Moment nicht. Noch nicht.

Ich traue meinen Augen kaum. Mir präsentiert sich in seiner gesamten zu Stein gewordenen Pracht ein ausgewaschenes Flussbett. Gefühlte zehn Meter Geröll liegen zu meinen Füßen, wie eine Wanne, zu den Seiten nach links und rechts ansteigend. Ich konzentriere mich gleich auf etwas Positives: Zumindest fließt hier um diese Jahreszeit kein Wasser. Einen Selbsthilfekurs im Positiven Denken muss ich wohl nicht mehr besuchen. Aber Sarkasmus hilft mir ebenso wenig weiter, wie die Situation schönzureden. Die Sonne hängt blutrot am Horizont und wird sehr bald untergehen. Ich stehe einsam mitten im Flussbett. Ein starkes Bild für einen Film sicherlich, aber jetzt liegen meine Nerven blank, die Kamera bleibt im Rucksack – bevor sie irgendwo hinfliegt, wo ich sie nicht mehr

aufsammeln kann. Der Blick nach vorn lässt mich schlucken. Unmöglich, noch bei Tageslicht die Anhöhe zu erklimmen. Zur Herberge sind es bestimmt noch zwei Stunden, unter *normalen* Bedingungen. Fieberhaft arbeite ich an Plan B. Leide ich an Selbstüberschätzung, weil ich mir keine Alternative zu-rechtgelegt habe? Ich überlege, wo ich hier mein Nachtlager aufschlagen kann. Auf eine Isomatte hatte ich aus Platz- und Gewichtsgründen verzichtet, eine Übernachtung im Freien stand nicht auf dem Plan. Bis jetzt ...

Ich fühle mich wie der verlorene Sohn im Gleichnis, das Jesus einst erzählt hat. Bereits am ersten Tag bin ich an der Endstation Sehnsucht angelangt. Ich hätte mir vielleicht einiges ersparen können, denn zwei Engel wurden mir bereits geschickt. Aber leichtfertig habe ich vor wenigen Stunden die zwei Radfahrer aus Deutschland wieder weggeschickt. Wären sie vorab gefragt worden, mit welchen sehr unwahrscheinlichen Begegnungen sie auf dem Weg rechnen würden, bestimmt hätten sie nicht an einen Pilger im Rollstuhl gedacht. Entsprechend verblüfft boten sie mir liebenswürdigerweise ihre Hilfe an. Dass ich ihr Angebot dankbar, aber bestimmt abgelehnt habe, war eine Standardreaktion von mir. Hilfe nehme ich grundsätzlich erst an, wenn es nicht mehr anders geht. Immer wieder begegne ich Menschen, die mir, ungeübt im Umgang mit meiner Situation, reflexartig Hilfe anbieten. Und sei es nur beim Öffnen einer Türe. Als ich die beiden Radfahrer traf, gab es noch kein Hindernis. Den Weg mit seinen Unbilden betrachte ich, bildlich gesprochen, stets als eine Offenbarung. Alles, was ich unterwegs erlebe, will ich aufsaugen. Davon erzählte ich den beiden jedoch nichts, sondern versprühte nur überschäumenden Optimismus. „Du hast Mut dich allein auf den Weg zu machen“, erklärte Rita. „Weniger Mut, als Wagemut“, entgegnete ich lachend. Mein Vertrauen in Gottes Führung und Schutz ist blind, manchmal fast kindlich. Wir scherzten noch über das

Bild der parallelen Reifenspuren. Sie rätselten: Kinderwagen, Trolley oder einfach nur zwei Radfahrer, die völlig gleichmäßig nebeneinander fahren? Unmissverständlich signalisierte ich: Hier bin ich Chef im Ring, ich weiß, was zu tun ist. Leicht hätte ich sie zum Abschied bitten können, mich zu warnen. Wenn es für Radfahrer mühsam wird, ist das für mich ein überdeutliches Signal umzukehren. Zwei Beine und zwei große Räder sind zwei Armen, die vier Räder antreiben sollen, deutlich überlegen. Und das gleich doppelt, wenn man bedenkt, dass die beiden kleinen Vorderräder meines Rollstuhls vor jedem größeren Hindernis kapitulieren, indem sie sich quer stellen.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Ich schaue auf. Ein gleichmäßiges Summen durchbricht die Stille. Der matt glänzende Hochspannungsmast fügt sich perfekt in diese karge Landschaft ein. Gedankenverloren folge ich den Stromkabeln, die sich in der Ferne verlieren. Ich fühle mich für einen Moment leicht und frei. Es gibt nur diesen endlosen Augenblick.

Hat sich da auf der Anhöhe gerade etwas bewegt? Tatsächlich, da oben spielen Kinder! Ich kann es kaum glauben. Reflexartig winke und rufe ich. Sie spielen weiter. Ich wedele mit meiner Jacke und schreie so laut ich kann. Nichts passiert. Wie gebannt gucke ich ihnen zu, hoffe und bete, dass sie mich wahrnehmen. Das ist eindeutig meine letzte Chance an diesem Tag. Noch einmal rufe ich so laut ich kann. Endlich sehen sie mich und stutzen. Dann kommen sie leicht hüpfend den Anstieg herunter. Sie bewegen sich unbekümmert, wie es Kinder eben tun, die gerade etwas Ungewöhnliches entdeckt haben und es nun begutachten wollen. Ihre Neugierde mache ich mir zunutze und bitte sie, mir aus dem Flussbett und den Weg hinaufzuhelfen. Sie schauen mich verblüfft an. *Dieses exotische Wesen kann sprechen.* Bereitwillig schieben zwei Jungs mich schnaufend hinauf, die Mädchen laufen kichernd nebenher und stellen allerlei Fragen. Da ich jedoch selbst so

kräftig zupacke, bleibe ich wortkarg. Wahrscheinlich wäre eine Ufo-Landung für sie nicht weniger aufregend gewesen. Außer Atem erreichen wir die Anhöhe. Was für ein Ausblick! Es bleibt mir keine Zeit, den Blick weit schweifen zu lassen. Der Vater der Kinder kommt mir entgegen, die Arme weit ausgestreckt. Mit freundlichem Gesichtsausdruck heißt er mich willkommen. Ich lächle, bin unfähig zu denken. In zu schneller Abfolge haben sich die kleinen Wunder dieses Tages ereignet: Erst diese unerwartete Rettung und nun der herzliche Empfang. „Sitzt du immer im Rollstuhl?“. Die Kinder haben mich umzingelt und mich zum Spielkameraden auserkoren. Es ist für sie unbegreiflich, dass sich jemand mit so einem Gefährt auf den Jakobsweg macht, noch dazu zu so später Stunde. Wahrscheinlich denken nicht nur Kinder so.

„Nein, der Weg wird nicht besser.“ Der Vater nimmt mir mein letztes bisschen Illusion, ich fühle mich töricht und extrem schlecht vorbereitet. Hätte mein Wanderführer nicht eine kleine Warnung in die Wegbeschreibung einfügen können – „Radfahrer bitte schieben“ ? Der Vater ist der Ruhepol, hört interessiert zu, hält sich aber zurück. Diese Art kommt mir bekannt vor, ist mir auf eine herzerreißende Weise vertraut. Habe ich mich nicht auf den Weg gemacht, um die schwierige Beziehung zu meinem Vater zu heilen? Um den Schmerz über seinen frühen Tod zu lindern? Aber muss ich gleich am ersten Tag mit all diesen Dingen konfrontiert werden – jetzt, wo doch noch unzählige einsame Stunden vor mir liegen? Der Jakobsweg ist nichts anderes als der Lebensweg. Sowohl die Themen als auch der Zeitpunkt, zu dem etwas geschieht, liegen oftmals außerhalb unserer Entscheidungssphäre. Es ist zwar möglich, eine Sache für eine Weile zu verdrängen, weglaufen aber auf keinen Fall. Wohin auch? Und vor wem oder vor was?

Milde lächelnd hält der Vater seine Kinder im Zaum. Plötzlich fühle ich mich meinem eigenen Vater sehr nah ...



Felix Bernhard
unterwegs



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

© 2010 by adeo Verlag
in der Gerth Medien GmbH, Asslar,
Verlagsgruppe Random House GmbH, München

1. Auflage 2010
Bestell-Nr. 814 220
ISBN 978-3-942208-20-8

Umschlaggestaltung: Buttgerreit & Heidenreich, Haltern am See
Satz: Die Feder GmbH, Wetzlar
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany